

St. Michaelis Hildesheim
Pastor Dirk Woltmann
Gottesdienst am am 07.11.2010
(Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr)
mit Goldener Konfirmation
Predigt zu Römer 14,7-9

[Der Predigttext war als Epistellesung zu hören und wird später in der Predigt noch einmal aus der Bibel in gerechter Sprache zitiert.]

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi
und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes
sei mit euch allen. Amen.

Liebe Gemeinde –
und heute in besonderer Weise:
Liebe Konfirmationsjubilareinnen und -jubilare!

Was mag Sie wohl alles befremden, die Sie diese
Kirche schon aus jungen Jahren kennen –

konfirmiert 1960, als hier gerade erst die Decke wieder
eingebaut wurde – der Festgottesdienst damals am 26.
Juni;

konfirmiert 1950, noch mitten im Wiederaufbau, als
schon viel, aber längst nicht alles geschafft war – am
20. August des Jahres war die feierliche
Wiedereinweihung, bei der Chefarchitekt Prendel
Landesbischof Hanns Lilje den Kirchenschlüssel
übergab;

konfirmiert 1945, als Hildesheim und St. Michaelis am
22. März in Trümmer fielen;

konfirmiert 1940 und 1935 noch in der Michaeliskirche,
wie sie seit dem Barock und der Ausmalung des 19.
Jahrhunderts bestanden hat.

Was mag Sie alles befremden, wenn Sie heute hier
sitzen und wir gemeinsam diesen Gottesdienst feiern?

Die hellen Wände? Das Gestühl bzw. die fehlenden
Bänke? Der flache Altarraum hier im Osten mit dem
beherrschenden, modernen Kruzifix? Vielleicht tragen

Sie ja sogar noch das Bild der gewesteten Kirche in sich?

Und zu guter Letzt nun auch noch eine Kunstinstallation, die unseren neuen Altar überbaut, bewusst verfremdet – die irritiert und vielleicht Unverständnis und Ablehnung auslöst. Auf sie komme ich noch zurück.

Ich weiß: das ist viel. Es fällt schwer, mit den Veränderungen zu Recht zu kommen, wenn man die Michaeliskirche seit Jahrzehnten kennt. Mir begegnen Kommentare in der ganzen denkbaren Spannweite – und zwar übrigens nicht festgelegt auf bestimmte Generationen: Ich erinnere mich an eine Frau, die fassungslos hier stand und sagte: „Das ist nicht mehr meine Kirche“, weil sie die Bänke vermisste – und an eine andere, die geradezu aufatmete und meinte: „Gott sei Dank, das ganze düstere und enge ist verschwunden. Wie festlich die Kirche jetzt wirkt!“

Wissen Sie, ich kann das Gefühl der Fremdheit gut verstehen. Und das kaum etwas *jedermanns* Geschmack trifft, ist ja wohl sowieso selbstverständlich. Manches ruppige Urteil allerdings tut mir weh. Da wird dann einfach mal, wie ich es erlebt habe, im Blick auf das Kruzifix von Thomas Duttenhoefer in reiner Stammtischmanier von „Schrott“ geredet. Das ist einfach nur unverschämt. Und ich finde: das gehört sich nicht. Das sind keine Umgangsformen, die ich akzeptieren kann. Das wird sich gleich noch am Predigttext zeigen.

Vorweg aber schon: in jedem Detail der – wie es ja viele sagen – so gelungenen Kirchenrenovierung, in der Frage der Farbgebung, in der Frage der Bestuhlung, in den zeitgenössischen Gestaltungselementen und auch zuletzt in der Kunstinstallation von Nina Radefahr stecken unendlich viel gedankliche Auseinandersetzung, investierte Arbeits- und Lebenszeit, Engagement und gerade bei Fragen der Farbgebung und Einrichtung die überaus sorgfältige Abwägung von Alternativen.

Wie gesagt: dass dann jemand befremdet ist, wenn so vieles anders geworden ist, als gewohnt, verstehe ich gut. Und ich will diese Reaktion, diese Empfindung ebenso wenig aburteilen, wie ich mir wünsche, dass etwa der Versuch einer Gegenwartskünstlerin sich mit dem Altar auseinanderzusetzen, nicht abgeurteilt wird.

Das Befremden hier in der Kirche ist nämlich grundsätzlich unausweichlich.

Unser Glaube ist ein lebendiger, immer in Bewegung, immer in Veränderung, lebensgeschichtlichen Höhen und Tiefen unterworfen, immer wieder mit neuen Einsichten und alten Überzeugungen, die sich bestätigen oder die ich bei Seite lege. Und dass es so steht mit unserem Glauben ist in Wirklichkeit großartig und ablesbar schon in den Zeugnissen beider Testamente unserer Bibel. Erst wenn diese ständige Suchbewegung aufhören würde, hätten wir ein Problem. Erst dann verlöre der Glaube seine Vitalität.

Das heißt aber auch, dass sich die Äußerungen des Glaubens verändern. Manchmal in Kleinigkeiten – „Vater unser, der du bist im Himmel“ – wer das einmal gelernt hatte, hat sich schwer an die Kurzform „Vater unser im Himmel“ gewöhnt und wer bei „Nun danket alle Gott“ nicht ins Gesangbuch gucken muss, singt vielleicht doch wieder „und noch jetzund getan“.

Immer wieder gibt es solche mehr oder weniger gravierenden Veränderungen eben auch in Fragen der Gestaltung eines Kirchraumes.

Die lebendige Beweglichkeit des Glaubens gehört von Anfang an dazu, habe ich gesagt – zum Ärger der Puristen und Fundamentalisten aller Zeiten. Und das geht weit über die Fragen hinaus, mit denen ich eingestiegen bin.

Im 14. Kapitel des Briefes an die Gemeinde in Rom, streitet Paulus um diese Lebendigkeit des Glaubens. Dabei ist ihm ein intensiver Lehrtext gelungen, der bis heute aktuell ist, obwohl der konkrete Anlass uns vielleicht kaum noch berührt. Aus diesem Kapitel stammt der Predigttext, der für den heutigen Sonntag vorgeschlagen ist.

Worum es dabei geht, ist trotz des geschichtlichen Abstands allerdings unglaublich: Unter den Christen des 1. Jahrhunderts gab es einen fundamentalen Streit; und zwar darüber, ob man noch die jüdischen Speisegebote und den jüdischen Festkalender einhalten müsse oder nicht. Ein fundamentaler Streit, der offensichtlich dazu geführt hat, dass man sich gegenseitig abgeurteilt hat: „Du hältst Dich noch an die Sitten und Gebräuche der Väter? Was soll der Unsinn? Das ist doch Schrott – ein Verrat an unserem Glauben. Christus hat uns davon frei gemacht.“ – „Dir

sind die Sitten und Gebräuche der Väter gleichgültig? Merkst Du nicht, wie Du mit Deiner Gleichgültigkeit unserem Glauben schadest? Christus wollte nicht den Glauben in Gleichgültigkeit auflösen. Widerlich, wie Du Dich aufführst!"

Vielleicht so ähnlich haben sich die Christen in Rom und mindestens auch in Korinth gestritten, angegiffet. Also: Eine gute Gelegenheit für Paulus, zu sagen, was Sache ist und dem Streit ein für alle Mal zu beenden. Natürlich haben die recht, die... -

Aber nein, das sagt Paulus so eben nicht. Aus seiner Argumentation ist seine persönliche Überzeugung zwar durchaus herauszuhören. Aber er sagt den Streitenden etwas ganz anderes. Er äußert sich nicht in erster Linie in der Sache, sondern er sagt ihnen *im Grunde*: Die Art, wie ihr streitet, gehört sich nicht. Er schreibt:

„Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deinen Bruder?“
(Röm 14,10)

Nein, die Unterschiede in den Äußerungen des Glaubens sind nicht das Problem. Paulus sagt:

„Ein jeder sei in seiner Meinung gewiss. Wer auf den Tag achtet, der tut's im Blick auf den Herrn; wer isst, der isst im Blick auf den Herrn, denn er dankt Gott; und wer nicht isst, der isst im Blick auf den Herrn nicht und dankt Gott auch.“
(V.5b-6)

„Ein jeder sei in seiner Meinung gewiss“, so offen kann Paulus das Problem angehen. Keine Not, etwa die Flotte auf gemeinsamen Kurs zu bringen, wie ich es einmal aus dem Munde eines Kirchenleitenden gehört habe, der sich an der protestantischen Buntheit abarbeitete. Der Arme. Keine Angst vor Beliebigkeit, nur, weil wir uns nicht einig sind.

„Lasst uns nicht mehr einer den andern richten.“
(V. 13a)

Das ist die einfache Antwort des Paulus, die immer wieder das Schwierigste ist im Umgang miteinander, im Umgang mit abweichenden Meinungen, Einstellungen, Standpunkten, Glaubensformen. In Fragen der Moral oder der Politik, aber genau so in Fragen des religiösen Empfindens werden Christen sich nie alle in gleicher Weise verhalten. Damit musst Du

zu Recht kommen. Stell Dich nicht über Deinen Mitbruder, Deine Mitschwester. Das steht Dir nicht zu. Du vergreifst Dich. Letztlich vergreifst Du Dich an Gott, denn er ist der, der richten wird. Und da blüht uns vermutlich manche Überraschung.

„So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben.“ (V. 12)

Das ist die Perspektive, aus der sich für Paulus die Dinge einordnen lassen. Und mitten in dieser höchst konzentrierten Argumentation stehen die Sätze, die wir schon als Epistellesung gehört haben – das Fundament, auf dem Paulus die Kirche gebaut sieht. Ich lese das noch einmal, jetzt in der Übersetzung der „Bibel in gerechter Sprache“. In dieser Übersetzung wird nämlich deutlicher, dass für Paulus nicht der Tod, sondern das christliche Leben im Mittelpunkt dieses Bekenntnisses steht. Es lautet dann:

„Niemand von uns lebt für sich selbst,
niemand stirbt für sich selbst.

Leben wir,
so gehört unser Leben dem Lebendigen.
Sterben wir,
so gehört unser Leben dem Lebendigen.
Ob wir leben oder sterben,
wir gehören zum Lebendigen.

Denn dazu ist Jesus Christus gestorben und lebendig geworden, damit sich Gottes Macht über Tote und Lebende erweise.“

Das ist das Fundament, die Basis und der Rahmen unseres Glaubens und unseres Lebens. Hier gründet das christliche Leben, nicht in der eigenen Glaubensstärke oder einer bestimmten Form der Frömmigkeit oder bestimmten Ausdrucksformen des Glaubens.

Innerhalb dieses Rahmens – dass wir zu Gott, dem Lebendigen gehören – innerhalb dieses Rahmens ist vieles möglich.

Ich nehme als Beispiel unsere momentane Altarinstallation – und sage gleich dazu, dass *mein* Blick darauf wirklich nur *ein* Blick von unendlich vielen möglichen ist und dass Sie selbst auch noch einmal selbst schauen müssen, z.B. wenn wir nachher an diesem Altar das Abendmahl feiern.

Dass die Künstlerin mit Fischkiemen arbeitet, ist zunächst verstörend. Wenn ich mich dennoch auf ihre künstlerische Arbeit einlasse, fällt mir natürlich sehr bald ein, dass der Fisch, Ichtyos, ja ein frühes christliches Symbol war. Heute sehen wir es in der Regel in äußerst abstrakter Form am Heck von Autos. Die Künstlerin Nina Radefahr nimmt dieses Symbol auf, aber sie abstrahiert nicht von der Anatomie eines Fisches. Mir geht es damit so, dass ich bei der Begegnung mit ihrer Installation plötzlich gemerkt habe, wie unser Altar durch ihren Eingriff atmet.

In dem schwarzen Kasten, mit dem sie den Altar umgeben hat, sehe ich viele dieser Kiemen wie Blumen in einem Aquarium. Auf mich wirken sie verloren und das Dunkle des Aufbaus scheint übermächtig. Aber obwohl dieser schwarze Kasten so mächtig daher kommt, sind es die drei weißen, wie weiß gewaschenen Kiemen, wie von Schuld und Bedrängnis weiß gewaschenen Kiemen, die das Dunkle und Bedrohliche überwinden – mit schützenden Glasglocken umgeben. So ist – im Sinne der Reliquienfrömmigkeit – das Heilige, Göttliche, die Reliquien auf der Bernwardskulptur auf dem Hohen Chor mit Glaskuppeln geschützt.

Und plötzlich merke ich, wie Nina Radefahrs Werk mich dazu bringt, intensiv über die Themen nachzudenken, die mit dem Altar als Abendmahlstisch verbunden sind: Schuld und Vergebung, Scheitern und Angenommen sein, mein Versagen und Gottes Zusage, die unendlich wertvolle Zusage: Du bist mein Kind! Und da machen für meinen Blick drei weiße Kiemen unter Glas sichtbar, was an diesem Ort geschieht und wie wertvoll dieses Geschehen, Gottes Freispruch für mein Leben ist. -

Ich muss hier abbrechen. Aber wir feiern ja gleich das Abendmahl und können erleben, was ich mit Worten zu beschreiben versucht habe:

Bei allem, was sich wandelt, manchmal so sehr, dass wir uns fremd fühlen: Denken wir doch nicht, wir hätten die Heimat verloren! Und bei allem, was wir aktiv verändern, gestalten, erneuern: denken wir doch nicht, wir würden die Heimat erst schaffen.

Das eine gilt – für Sie, die sich an ihre Konfirmation erinnern, für uns alle als Gemeinde, ist das unsere unverlierbare Heimat für immer:

„Niemand von uns lebt für sich selbst,
niemand stirbt für sich selbst.

Leben wir,
so gehört unser Leben dem Lebendigen.
Sterben wir,
so gehört unser Leben dem Lebendigen.

Ob wir leben oder sterben,
wir gehören zum Lebendigen.“

Amen.